

Nr. 110 Bydgoszcz, 14. Mai Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

Urheberschutz für (Copyright by) Verlag Knorr & Hirth, München 1938.

(25. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Madeleine brachte kein Wort hervor. Sie lächelte mühsam, ihre Lippen zuckten, als wollte sie weinen. Träumte sie, oder war dies Wirklichkeit? Sollte dies der Augenblick sein, oder war dies Wirklichkeit? Sollte dies der Augenblick sein, den sie so glühend herbeigesehnt? Dieser Mann war es, den sie liebte! Sie fühlte etwas in sich sinken, tief und schwer wie Blei. Sie zog ihre Hand zurück und deutete auf Tannenburgh.

Golowin richtete sich auf, maß ihn mit kühlem Blick, dann nannten sie ihre Namen und verbeugten sich leicht voreinander, ohne sich die Hände zu reichen.

Tannenburgh wandte sich an Madeleine. „Wenn Sie erlauben", sagte er steif, „dann verabschiede ich mich jetzt."

Golowin sah erstaunt auf. „O bitte", sagte er, „ich will Sie nicht vertreiben."

Madeleine hob ihren hilflosen, verstörten Blick zu Tannenburgh empor. „Vielleicht", sagte sie leise und bittend, „vielleicht warten Sie in der Halle auf mich?"

Tannenburgh neigte zustimmend den Kopf und verließ den Saal.

„Ist das dein — dein Freund?" fragte Golowin und sah sie verschmitzt an.

Madeleine schüttelte den Kopf.

„Der Mann", fuhr Golowin fort, „sieht mir ja lächerlich ähnlich! Wie kommst du gerade an ihn, das kann doch kein Zufall sein?"

„Doch", sagte sie.

Die Frage schien ihn jedenfalls weiter nicht zu interessieren. Er sah sie an mit seinem strahlenden Lächeln. „Ach", sagte er, „es ist doch wirklich reizend, daß man sich wieder einmal sieht! Wie lange ist es her, Madeleine? Vier, fünf Jahre wohl. Ach, das gute alte Boguslawa! War doch eigentlich eine nette Zeit damals. Denkst du nie mehr daran?"

Er neigte sich vor und sah ihr nah ins Gesicht. Wie fremd, wir grauenvoll fremd er ihr war! Wenn er lachte, dann entstanden lustige kleine Fältchen fächerförmig um seine Augenwinkel, aber sein Blick war tot. Es war, als sähe er durch sie hindurch in unendliche, grausame Fernen. Sie schauderte.

Sie saß wie gelähmt, hörte von weither seine Stimme.

Er bemerkte ihre Erstarrung, bog sich zurück. „Keine Angst", sagte er vertraulich, „ich will dir keine Schwierigkeiten bereiten. Dein Freund ist anscheinend sehr empfindlich. Aber was vorbei ist, ist vorbei. Man kann doch von vergangenen Zeiten plaudern, nicht?"

„Ja", sagte sie langsam, „das ist alles so schrecklich lange her. Als ob es niemals gewesen wäre. Immer dachte ich, wie es wohl sein möge, wenn man sich wiedersieht. Aber alles, alles ist anders!"

„Tja", sagte er, „das Leben steht nicht still. Ich habe viel an dich gedacht, Madeleine, wollte dir auch so oft schreiben — wirklich. Aber du weißt, wie das so ist. Bist du schon lange in Venedig?"

„Seit heute", sagte sie.

„Wie schön, daß wir uns gleich am ersten Tage getroffen haben", sagte er. „Hoffentlich werden wir uns nun öfter sehen. Wie geht es dir, Madeleine! Erzähle doch!"

„Es hat sich nichts ereignet", erwiderte sie. „Mir geht es gut. Und dir?"

Ein gequälter Ausdruck huschte über sein Gesicht, fast unmerklich, dann lächelte er wieder. „Ach", sagte er, „reden wir nicht von mir! Du siehst wunderbar aus, Madeleine. Aber doch — irgendwie bist du verändert. Warst du immer so ernst? Ich habe dich viel fröhlicher in Erinnerung."

Sie fühlte sich unbeschreiblich müde. Ihr Gesicht war starr wie eine Maske. Sie kam sich leer und ausgehöhlt vor. Ihre Lippen öffneten sich mechanisch und sie hörte sich sprechen: „Erinnerung verklärt. Sie erhält Illusionen künstlich am Leben, die längst gestorben sind. Illusionen, die vielleicht niemals existiert haben."

Er sah sie befremdet an. „Wieso?" sagte er verständnislos. „Meinst du das in bezug auf mich?"

„Nein", sagte sie.

Er rückte ein wenig näher an sie heran. „Wir, Madeleine, haben uns doch immer ausgezeichnet verstanden, findest du nicht? Es war eine schöne Zeit in Boguslawa. Wenn nur dann diese gräßliche Sache nicht gekommen wäre —" Er hielt plötzlich, wie unter einem jähen Schlag, inne und senkte den Kopf. Sie sah auf seine Hände, die sich ineinander verkrampften. Sie fuhr entsetzt in ihrem Sessel zurück. Er sah überrascht auf. Sie war kreideweiß. „Was hast du?" fragte er fahrig.

Sie hielt den Atem an. „Nichts", sagte sie tonlos, den Blick immer noch starr auf seine Hände gerichtet.

Madeleine", rief er entsetzt und verbarg die Hände unter dem Tisch, „was denkst du — um des Himmels willen, sag, was du denkst!"

Sie schloß die Augen. Ihr Blut rauschte in den Ohren. Sie fühlte sich so elend, als müsse sie jeden Augenblick in Ohnmacht fallen.

„Geh . . ." flüsterte sie gequält und spreizte die Finger gegen ihn, „geh . . . geh . . .!"

„Nein", stieß er zwischen den Zähnen hervor, „was du denkst, ist Wahnsinn, Madeleine! Niemand weiß es besser als du, daß es nicht wahr ist!"

Sie schlug die Augen auf und sah an ihm vorbei. „Ich liebe dich nicht mehr", sagte sie leise, als spräche sie zu sich selbst, „und ich glaube dir nicht mehr. Ich habe ein Gefühl — ich weiß nicht, woher es kommt, aber es ist mit einem Male da . . . grauenvoll! Ich weiß, es kann nicht sein, ich war ja dabei. Aber wir sind uns fremd geworden, fremder als Menschen, die auf der Straße aneinander vorbeigehen. Daran muß es liegen, daß ich plötzlich mit anderen Augen sehe — mit ganz anderen Augen."

Er saß still und sah starr auf das Tischtuch. Sein Gesicht war grau, verfallen und stumpf. „Denk nicht schlecht von mir, Madeleine", hub er an, aber als fühlte er selbst die nichtige Hohlheit seiner Worte, hielt er sofort inne und fiel in trostloses Schweigen. Madeleine — innerlich zitternd im Banne dieser rätselhaften, gräßlichen Ahnung, die wie ein vernichtender Schatten auf sie niedergefallen war — vermochte die bleiernen Minuten des Schweigens, das die Kluft zwischen ihnen ins Unermeßliche erweiterte, nicht mehr zu ertragen. Sie stand auf, bleich, entschlossen, mit aufeinandergepreßten Lippen und ging wortlos an ihm vorbei, quer durch den Saal, dem Ausgang zu, hochaufgerichtet und mit dem erstarrten, maskenhaften Gesicht eines Menschen, der in einer Vision die tiefsten Abgründe der Hölle erblickt hat . . .

Einige Stunden später erschoß sich Golowin, als Polizeibeamte mit den Fäusten gegen seine Tür schlugen.

*

Cannenburgh las es in einem späten Abendblatt und meldete sofort ein Ferngespräch mit Boguslawa an. Zu dieser Stunde hatte sich Madeleine bereits in ihr Zimmer zurückgezogen.

Cannenburgh befand sich in einer äußerst merkwürdigen Verfassung. Er lief in seinem Zimmer auf und nieder, bis er dachte, die Wände würden über ihm zusammenstürzen. Dann rannte er die Treppen hinunter, setzte sich in der Halle auf einen Stuhl, sprang bei jedem Geklingel, das irgendwo im Hotel ertönte, wie elektrisiert auf und fragte, ob dies sein Ferngespräch sei. Es entging ihm, daß die Leute anfingen, über ihn zu lächeln. Dabei legte er diesem Gespräch mit Juranitsch nicht einmal besondere Bedeutung bei. Die Ereignisse, die inneren vielleicht noch mehr als de äußeren, hatten sich mit einer solchen Geschwindigkeit überstürzt, daß er zunächst nichts als ein Chaos wahrzunehmen vermochte. Die Notiz in der Zeitung war nur kurz und besagte, daß ein gewisser Golowin in seinem Hotelzimmer Selbstmord begangen hatte, gerade als er wegen des Verdachtes, vor drei Jahren in Boguslawa einen Bankdirektor getötet zu haben, hätte verhaftet werden sollen.

Dies war so rätselhaft, in der lakonischen Nüchternheit einer kleinen Zeitungsnotiz, so niederschmetternd und sinnverwirrend, daß ihm nichts anderes eingefallen war, als Juranitsch anzurufen. Es erschien ihm unvorstellbar, daß in dieser kurzen Spanne Zeit — hatte er nicht noch am vergangenen Tage mit Juranitsch gesprochen? — ein Haftbefehl erlassen worden war. Unmöglich konnte sich in Boguslawa in dieser Zeit etwas ereignet haben, das plötzlich einen Haftbefehl rechtfertigen konnte. Was denn? Golowin war doch unschuldig! Warum aber hatte er sich dann erschossen? Völliges Rätsel!

Nein, es konnte auch nicht mit Madeleine zusammenhängen.

Nach ihrer Unterredung mit Golowin, die ebenso kurz war wie sie entscheidend gewesen sein mußte, wußte er, obwohl der Name Golowin zwischen ihnen nicht mehr gefallen war, daß er, Cannenburgh, wie ein Ritter Don Quichote gegen Windmühlen geritten war! Er wagte es nicht, Madeleine zu fragen, es wäre auch überflüssig gewesen wie nur je eine Frage, denn die Antwort stand flammend in ihrem Gesicht geschrieben. Dennoch: wie war es möglich, daß sie diesen Mann, Golowin, nach all dem, was sie seinetwegen getan, nach knapp fünf Minuten eines tastenden und gewiß noch unpersönlichen Gesprächs einfach verlassen hatte? War das möglich — mit einem Gesicht, als hätte sie ihn für alle Zeiten aus dem Gedächtnis gestrichen?! Was, um Gottes willen, war geschehen?

Cannenburgh tigerte in der Halle umher, vergeblich bestrebt, die auf ihn einstürmenden Gedanken zu bändigen. Ja, er war gegen Windmühlen geritten! Er hatte Boguslawa herausgefordert — und Boguslawa hatte recht behalten! Er hatte Madeleine gezwungen, Golowin wiederzusehen — und Madeleine entfloh ihm, kaum daß sie ein paar Worte mit Golowin gewechselt hatte. Objektiv gesehen war dies ein Mißerfolg von beträchtlichen Ausmaßen. Aber was galt es! Über dem ganzen Wust von Verwirrung, Bestürzung und Erstaunen schwang mächtig und breit wie eine Baßmelodie sein ureigenstes Gefühl. Dieses Gefühl — ein einziger Blick in Madeleines Gesicht in jenem Augenblick, als sie von Golowin kam, hatte es entfesselt und in wilder Freude zu einer verzehrenden Flamme aufgepeitscht! Gegen Windmühlen geritten? Ach, wie man es auch nennen mochte, diese Flamme brannte siegreich in ihm, und der Weg zu Madeleine lag frei! Nun betete er um Mut, ihn zu beschreiten.

Er achtete nicht darauf, wie alles andere um ihn her versank. Die wunderbare Fügung, die ihn so und nicht anders gelenkt hatte, erfüllte ihn mit einer kühnen Zuversicht. Er erhitzte sich in dem Bemühen, die scheinbar unergründliche Logik des Schicksals zu enträtseln. Warum war er in den falschen Zug gestiegen? Warum hatte er Boguslawa betreten müssen, diese lächerliche Stadt, deren Namen er nie zuvor gehört? Warum war Gödöllö ihm in den Weg gekommen? Warum —? Warum —? So fragte er sich unermüdlich, nur um immer diese eine Antwort zu vernehmen: Es war bestimmt, daß es ihm so und nicht anders ergehen sollte. Auf diesen Pfad war er gedrängt worden, und so schmal war dieser Pfad, daß er nirgend anders hinführen konnte, als zu Madeleine.

So lief er umher, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, mit gesenktem Kopf, fieberhaft in sich hineinhorchend, tastend, prüfend.

Er erschrak, als der Hotelportier ihn am Ärmel zupfte. Boguslawa war am Apparat. Er hatte es längst vergessen.

*

Juranitsch hatte einen wahrhaft großen Tag hinter sich. Er schien um dreißig Jahre verjüngt, stelzte mit unverhohlener Selbstbewunderung durch die Räume des Präsidiums, zwirbelte eitel seinen pechschwarzen Schnurrbart, ließ kokett die spitzen Lackschuhe knarren und badete gleichsam in den Wellen von Ehrfurcht und Bewunderung, mit denen seine Beamten ihn anstrahlten. Na? schien sein Blick zu fragen, ist man ein Kriminalist oder ist man keiner? Und sie antworteten in Demut: „O Herr, du bist der größte unter den Lebenden!" —

Am Abend nach diesem ereignisreichen Tage saß Kommissar Stojan auf dem Bettrand und zog sich die Socken von den müden Füßen.

„Der alte Hammel", sagte er zu seiner Frau, „ist ja nicht einmal auf die Idee gekommen, den Duffek verhaften zu lassen. Und dabei habe ich — ich, wohlgemerkt, ihn schon gestern darauf aufmerksam gemacht, daß Duffek mit Golowin konspiriert. Er hat es aber nicht für nötig gehalten, Duffek zu verhaften. Und jetzt tut er groß! Bah!"

Freilich wußte auch Juranitsch, daß Duffeks Verhaftung um drei Jahre zu spät kam. Aber der Tatbestand war doch so, daß Duffek ja überhaupt nicht wegen der alten Sache mit Donnay verhaftet worden war, sondern wegen des Anschlags auf Dr. Cannenburgh im Grand Hotel. Vor drei Jahren hätte man ihn auch gar nicht verhaften können, weil vor drei Jahren nichts gegen ihn vorgelegen hatte. Es war also tatsächlich nur die geniale Verhörstechnik, die den Fall Donnay plötzlich wieder hervorzauberte. Und *wer* hatte Duffek verhört? Ha! So was brachte nur ein Kriminalist von altem Schrot und Korn zuwege!

Als Juranitsch vernommen hatte, daß auf „Golowin" im Grand Hotel geschossen worden war, waren ihm die Haare ziemlich zu Berge gestiegen. Dieser „Golowin" war ein äußerst honetter Herr namens Dr. Cannenburgh und hatte berechtigten Anspruch auf den Schutz seiner Person. War auch alles glimpflich abgelaufen und Cannenburgh wohlbehalten abgereist, allein der Gedanke an so ein Unglück war haarsträubend! Juranitsch ließ sich denn auch unverzüglich Duffek vorführen.

Von ihm lag ein Zettel von Cannenburgh, auf dem er in wenigen Worten seine Begegnung mit Duffek geschildert hatte.

In der wohlvertrauten Luft der Amtszimmer, Korridore und Gefangenenzellen, von Uniformen umgeben, in langjähriger Erfahrung geschult und gewitzigt, fühlte sich Duffek in dieser Umgebung keineswegs weniger zu Hause als Juranitsch selbst. Und wie immer, wenn er in die Zahnräder dieses gefährlichen Apparats geriet, vollzog sich eine

grundlegende Verwandlung seiner inneren und äußeren Persönlichkeit.

Er war in die Falle geraten, aber er gehörte zu jenen geschundenen und halbzerfetzten Füchsen, die schon in hundert Fallen geblutet hatten. Er war demütig, zerknirscht, schlau und argwöhnisch.

Den ersten wütenden Ansturm des Polizeipräsidenten ertrug er mit reuiger Sündermiene. Schmal und in sich versunken stand er vor Juranitsch, die Augen fromm gesenkt. In seinem Kopf jagten sich die Gedanken. Noch tastete er unsicher nach der Linie seiner Verteidigung, denn dieser Fall in der langen Kette seiner Taten war einmalig und sehr besonders.

„Ich habe mich hinreißen lassen, Euer Gnaden", sagte er unterwürfig, „und ich bereue es tief." Noch nie zuvor hatte er so die Wahrheit gesprochen. „Ein böser Geist muß in mich gefahren sein, anders kann ich es gar nicht erklären! Ich bin sonst ein ruhiger Mensch, Euer Gnaden, fragen Sie, wen Sie wollen."

„Sie sind elfmal vorbestraft", sagte Juranitsch.

„Ja, aber niemals wegen Gewalttätigkeit! Ich habe noch nie jemandem etwas zuleide getan! Das", sagte er und deutete bescheiden auf den Schreibtisch, „muß ja auch in den Akten stehen."

„Eben darum", versetzte Juranitsch und fiel in brütendes Nachdenken. So saß er eine Weile mit verschränkten Armen, die langen dünnen Beine weit unter den Tisch gestreckt, und starrte auf den ein wenig ausgefransten Ärmel des Kommissars Stojan.

Duffek warf unruhige Blicke auf den Polizeipräsidenten.

„Eben darum", wiederholte Juranitsch und zog sich im Sessel hoch. „Sie waren offensichtlich nicht bei klarer Besinnung. Ein Mensch wie Sie schießt nicht vor hundert Zeugen. Ein Mensch wie Sie schießt überhaupt nicht, wenn nichts dabei zu verdienen ist."

„Wirklich, Euer Gnaden, es muß ein böser Geist gewesen sein!"

„Schon möglich. Aber Sie haben doch gestern abend um sieben Uhr schon einmal mit Golowin gesprochen."

„Wer sagt das?" fragte Duffek schnell.

„Golowin."

Duffek riß die Augen auf „Wieso Golowin? Was hat er denn gesagt?"

„Daß Sie verrückt sind. Sie haben gestern abend mit ihm gesprochen und gedroht, ihn zu erschießen. Stimmt das?"

„Nein."

„Sie haben aber, bevor Sie ins Hotel hineingingen, um ihn zu erschießen —"

„Ich wollte ihn nicht erschießen!" rief Duffek, der auf diese Feststellung begreiflichen Wert legte. „Ich wollte ihm nur einen Denkzettel geben!"

„Unterbrechen Sie mich nicht. Sie haben noch vor dem Hotel in Gegenwart vieler Leute gesagt, daß Golowin Ihnen zehntausend Dinare schuldet. Geben Sie das zu?"

„Ja. Aber —"

„Augenblick. Wofür schuldete er Ihnen zehntausend Dinare?"

„Er — ich hatte sie ihm geborgt. Vor drei Jahren."

Juranitsch lachte. „Seien Sie nicht kindisch, Duffek. Vor drei Jahren hatte Golowin soviel Geld, daß er halb Boguslawa hätte kaufen können!"

„Zuerst, aber später nicht mehr. Als er abfuhr, hatte er keinen roten Heller mehr", sagte Duffek verstockt.

„Auch das stimmt nicht. Als er abfuhr, besaß er die hunderttausend Dinare, die Donnay von Fräulein Rado erhalten hatte."

Juranitsch sagte das durchaus gelassen, als wäre es eine feststehende Tatsache. Kommissar Stojan begann vor Aufregung zu schielen. Wie, um des Himmels willen, kam der hohe Chef dazu, solch närrisches Zeug zu behaupten?

Auch Duffek geriet in Verwirrung. „Wieso denn?" sagte er erstaunt. „Ich denke, man weiß nicht, wo die hunderttausend Dinare damals geblieben sind?"

„Heute", sagte Juranitsch nachlässig, weiß man's. Donnay hatte sie Golowin gegeben. An dem Abend, als er sich erschoß. Und — falls Sie es nicht wissen sollten — Golowin war nur zu dem Zweck hierhergekommen, um dieses Geld an Fräulein Rado zurückzugeben. Wußten Sie das nicht?"

Duffek preßte die Lippen aufeinander und schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Zweikampf mit dem Teufelsfisch.

Mexikanisches Abenteuer von Josef Clemens Lohr.

Mit prallen Segeln lag die Luxusjacht des jungen Don Rigoberto vor dem Wind im Golf von Kalifornien. „Esperanza" hieß das schlanke Schiff, und tatsächlich trug es die Hoffnung, die „esperanza", die Jugend Mexikos, an Bord. Alle waren von Don Rigoberto eingeladen, dem Sohn des reichsten Mannes im Umkreis, die Söhne von Offizieren, hohen Beamten und Mädchen vornehmster spanisch-mexikanischer Häuser.

Schon den ganzen Tag kreuzte die Jacht auf offener See. In einer Ecke sang Rigoberto zur Mandoline einer Schönen mit glutvollen Augen ein Rumbalied, das alle mitsummten.

Rigoberto war ein hübscher, allerdings vorlauter, verzogener Junge mit samtenen, rehbraunen Augen. Raquel, kokett, frisch, lebhaft in Gebärde und Rede wie alle Südländer, war die Tochter eines hohen Beamten, beachtlich für Rigoberto.

Rigo hatte schon mit leisem Unmut bemerkt, daß Raquels Blicke andere Wege suchten. Enrique, Leutnant der Garde, lag ruhig wie eine Bronzefigur, unentwegt zum blauen Himmel starrend, mit verschränkten Armen auf der Persenning, schweigsam inmitten der aufgeregten Lustigkeit. Nur dann und wann streiften seine Blicke hinüber zu Rigo und Raquel.

So verging der Nachmittag bei Spiel und Tanz. In der Bordbar hatte man dem Cocktail und dem Flaschenbier gehuldigt. Der glühende Sonnenball versank schnell im Meer. Eben wollte man eine kleine Bucht bei Mazatlan anlaufen, als plötzlich ein scharfer Stoß das Schiff durchzitterte und Menschen und bewegliches Gut durcheinander warf. Fahle Blässe malte sich auf allen Gesichtern. Angst nahm den Mädchen die Worte. Eine rasche Untersuchung ergab, daß der Schiffsrumpf unversehrt und das Vorschiff zwischen zwei kantigen Riffen festgeklemmt war. Vor Eintritt der Flut kam kein Flottwerden mehr in Frage.

„Was sagst du da, Rigo?" meinte die ängstliche Raquel, aus ihrer gezeigten Ruhe aufspringend. „Du mußt unbedingt sehen, daß das Schiff flott gemacht wird. Ich darf unter keinen Umständen die Nacht aus dem Hause bleiben!"

„Es geht nicht, Raquel, wir müssen die Flut abwarten", sagte Rigo mit blassem Lächeln auf seinen schmalen Lippen.

„Unmöglich, ganz unmöglich, Rigo, was sollen meine Eltern denken! Ich will auch nicht, verstehst du, bringe mich an Land!"

„Wenn du willst, Raquel, gerne."

Das Rettungsboot wurde auf Wasser gesetzt, und Rigo wollte Raquel in das schaukelnde Boot helfen, als plötzlich Enrique dazwischentrat. „Raquel steigt nicht in das Boot!" befahl er mit mühsam verhaltener Stimme.

„Warum denn nicht, Angsthase!" schrie Rigoberto.

„Angsthase, sagst du, du Schwätzer? Darüber reden wir noch. Jedenfalls, solange ich noch an Bord bin kommt das Mädchen nicht in den Kahn!"

„Vorerst bin immer noch ich Herr an Bord!" überschrie sich Don Rigoberto.

„Aber dann nicht mehr, wenn du leichtsinnig ein Menschenleben aufs Spiel setzt, bloß um Eigensinn nachzugeben!"

„Gacho!" zischte Rigo, und noch ehe die anderen recht wußten, was vorging, boxte man.

„So, jetzt kannst du fahren!" sprach mit noch fliegendem Atem Enrique. Rigo, der seine Machtstellung im Schwanken sah, setzte trotz aller Warnungen allein vom Schiff ab.

„Der geht vor die Hunde!" meinte Enrique zu den Umstehenden und verfolgte gespannt den treibenden Kahn. Es waren an die tausend Meter Entfernung bis zum Ufer.

„Da, da, seht ihr ihn nicht, noch ziemlich weit ab, seht ihr die weiße Kammlinie nicht . . ." keuchte er erregt, „da, der Manta Raya, da taucht er auf . . ."

Manta Raya — natürlich, gehört hatten sie alle davon. Ein gefürchtetes Wort in den Gewässern von Kalifornien. Teufelsfisch sagen sie. Ein riesiger, bis an die 3000 Kilogramm schwerer Rochen, kreisrund, platt wie die Flundern, mit einem ganz kurzen Schwanz und einem riesigen zähnebewaffneten Maul. Ein Raubfisch . . .

Enrique kannte die große Gefahr. Rettungslos war Rigo verloren, wenn der Rochen das Boot zum Kentern brachte.

„Flaschen, die Bierflaschen!" schrie Enrique die Gaffenden an. Alle stoben auseinander, rasten hinab in die Messe. Enrique riß eine Planke aus dem Bootsdeck und warf die Kleider beiseite.

Schnell wurden die Flaschen auf eine Schnur gezogen und dienten so als Träger. Enrique sprang in die durchsichtige Flut und schwamm mit kräftigen Kraulstößen zu dem Kahn.

Das Schlimmste stand noch bevor, der Kampf mit dem Rochen. Es mußten schon kräftige Mittel angewandt werden, benutzten die Fischer doch schwere Harpunen.

Jetzt endlich sah auch Rigo die große Gefahr. Seine Augen weiteten sich, aber da sah er die Hilfe, Enrique kletterte in das Boot.

„Den Blechkasten aus dem Bordproviant!" schrie atemlos Enrique. Er riß den Kasten auf, warf Unnützes beiseite und gab die luftdicht verschlossene Büchse Rigo hinüber. Der Inhalt wurde zur Notbeleuchtung gebraucht. „Füll die Flaschen zur Hälfte! Wo ist der Manta Raya?"

An Backbord kam er angebraust!

Enrique hielt die halbgefüllte Flasche, immer Auge in Auge mit dem Riesentier, unter Wasser und verschloß sie blindlings. Stehend erwartete er den Angriff des Raubtieres.

Mit wuchtigen Schlägen rennt es an. Stellt den Kopf und den halben Rücken zur Hälfte aus dem Wasser, das Maul weit aufgerissen, die großen Augen auf das Opfer gerichtet. Enrique wartet nicht ab, eine halbe Minute ist vergangen! Höchste Zeit für den Wurf! Da schleudert der Mann mit ganzer Kraft dem Tier die Flasche in den geöffneten Rachen.

Der Riese stutzt und läßt Enrique Zeit, die zweite Flasche zu füllen . . .

Jetzt kommt er an, diesmal von der anderen Seite. Enrique, kaltblütig der Gefahr trotzend, beugt sich halb aus dem Boot und wirft. Der Rochen schüttelt sich. Die Wirkung der ersten Ladung war nicht spurlos vorübergegangen. Ein dumpfes Gurgeln wie fernes Erdbeben dringt aus dem Körper des riesigen Tieres. Es läßt von seinem Opfer ab, legt sich platt, und nach einigen Sekunden taucht er rasch unter . . .

Rigo atmet auf. Es waren furchtbare Sekunden. Eine zweite dumpfe Erschütterung folgt. Kaum spürbar. Noch muß der Rochen in der Nähe sein. Aber die zweite Flasche reichte hin, um den Rochen zu töten. Er wurde von innen zerrissen. Die Flaschen waren mit Karbid gefüllt . . .

Ein Liebling der Frauen von dazumal.

Anekdote von Peter Scher.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts und zu Anfang des neunzehnten gab es in Deutschland einen Romandichter, der damals ebenso berühmt und — besonders von Frauen — gern gelesen war, wie später die Marlitt. Er hieß Lafontaine und stammte von den Hugenotten ab. Die literarische Fruchtbarkeit unseres Lafontaine war beängstigend groß. Weniger schwärmerische Zeitgenossen, vielleicht aber auch literarische Neidhammel, sagten von ihm, er könne sich nicht auf einen Stuhl setzen, ohne daß seine rechte Hand nicht sogleich automatisch ein Romankapitel in Angriff nähme. Allerdings hatte er auch die Sitzfläche danach. Sie war so beschaffen, daß ihr Inhaber heutzutage in der Elektrischen ständig zwei Plätze bezahlen müßte — vorausgesetzt, daß sein ungeheuerlicher Bauch ihm das Eindringen in ein solches Verkehrsmittel überhaupt ermöglicht hätte.

Dieser dichtende Koloß verfaßte Romane, die in ihrer Art nicht weniger dick waren und Titel wie die folgenden trugen: „Die Familienpapiere" oder „Die Gefahren des Umgangs", „Der Hausvater" oder „Das liebt sich!" und „Warum?"

Alle Welt verschlang diese Wälzer mit Wonne, und der Dichter machte so gute Geschäfte, daß er zeitlebens nicht mehr an die Erinnerung einer schlanken Taille denken konnte; dazu schmeckte es ihm obendrein auch viel zu gut.

Er wohnte in Halle an der Saale, wo damals noch andere kuriose Literaten ihr gemütliches Auskommen hatten, und überschwemmte von da aus, wie gesagt, ganz Deutschland mit seinen vielbändigen Romanen.

Zur selben Zeit lebte ein Journalist namens Garlieb Merkel, der aus Kurland stammte und nach Absolvierung seiner Studien in Deutschland überall herumschnüffelte, um die persönlichen Verhältnisse der gerade berühmten Dichter und Künstler auszuforschen und Sensatiönchen daraus zu machen. Merkel besuchte auch unseren dicken Lafontaine in Halle und „interviewte" ihn mit großer Geschicklichkeit: Wie er denn dichte.

Der gute Lafontaine biß treuherzig auf den Köder an. Er antwortete: „Das Schreiben macht mir keine Mühe. Den Plan zu einem Roman ersinn' ich in einer Viertelstunde und wenn ich mich ans Pult setze, sind ein paar Druckbogen geschrieben, ehe ich aufstehen mag."

„Aber die Feile?" warf der wißbegierige Merkel pfiffig ein und fuhr in seinem Bericht über die Unterredung wie folgt fort: „Nach einigem Stocken gestand er mir, daß er selten zu überlesen pflege, was er geschrieben. Er verlasse sich wegen der Richtigkeit auf seinen Freund Sander in Berlin. In der Tat gehört diesem das Verdienst des reinen Stils, vielleicht sogar oft des Zusammenhanges mancher Lafontainischen Romane. Ich machte ihm mein Kompliment über die Zartheit und Tiefe des Gefühls in seinen Schriften. Seine Frau versicherte mir lächelnd, er weine selbst oft herzlich beim Schreiben. Sie habe ihren Gatten einmal, da sie ihn in Tränen gefunden, mitleidig um die Ursache derselben gefragt. Er schilderte ihr die rührende Lage, in welche er soeben seinen liebenden Helden versetzt hat. Auch sie wird erweicht, auch sie bricht in Tränen aus und fleht ihn an: „Gib sie ihm doch!" — „Ach", antwortet er schluchzend, „das geht nicht an, ich bin ja noch beim ersten Bande!"



Lustige Ecke





Im Friseurgeschäft nach Ladenschluß.

Zakład graficzny i miejsce odbioia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.